

Heimat und Ferne

Dienstag, 5. April 1932

Nummer 14

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Das Hafenparadies

Von Herbert Eulenberg.

In der flachen Umgebung unseres Städtchens gibt es in der nächsten Nähe keinen Wald und Unterstand. Nur Felder und Wiesen. Einzig und allein ein winziges niedriges Gehölz, das zwischen den Aedern stehengeblieben ist, vermag dem herumtreibenden Götter einen gewissen Schutz zu geben. Aber auch diesem kleinen Stück Buschland wollte man in der heutigen knappen Zeit zu Leibe rücken. Die paar Tännchen, die dort standen, zeigten einen Unternehmer vor Wehnachten, ihnen den Garau zu sich ein Geschäft daraus zu machen. Er ging also zu dem Eigentümer dieses in dem Flachland verpflanzten Wäldchens. Redete ihm allerlei vor, wie dies das Gelände gar nicht in die fruchtbare Gegend und zwischen die Aeder hineinpaße, und daß es längst mit dem Pflug hätte urbar und nutzbar gemacht werden müssen. Und beschwogte ihn schließlich, ihm gegen ein hübsches Stämmchen die Erlaubnis zu geben, das Gehölz auszuwurzeln.

Wenn der Hafen in unserer Gegend diese Nachricht an diesem Tage irgendwie ruhmbar geworden wäre, so hätten sie sicher in ihrem ganzen Bereich Landestruer angeordnet. Denn für die Hafen war jener bisher verschont gebliebene kleine Wäldchen ein wahres Paradies gewesen: ihre letzte, einzige Zufluchtsstätte, ihr Schutz und ihre Heimat, ihr Nationalpark und ihr ein und alles.

Ringsum in der Weite war alles gleich und eben gemacht. Nur dies Gehölz war ihnen geblieben, sich ungeachtet vor den Augen neugieriger Götter auszuleben und auszuheilen. Selbst von dem Reich, der als einziger etwas erhöhter Strich durch die offene plane Landschaft lief, konnte man dies Versteck nur von weitem sehen. Das fröhliche Hafenwäldchen, das sich in ihm abspielte, blieb allen Draufgängernden verborgen. So sicher und unbedingungslos wurde das fröhliche Götter von dem Wäldchen geschützt. Das Wäldchen war ein Paradies, als nun eines Morgens im Winter eine Schaar struppiger, reißiger Männer sich dem Gehölz näherte und alsbald daranging, mit Äxten und Sägen einen Baum nach dem andern bis auf das kleinste Stämmchen umzufällen. Zwar erschien es den Hafen zunächst nicht einmal so unangenehm, da sie von den Feuergebern, die die Aeder um nicht zu frieren, anlegten Wärme mitbrachten. Was ihnen besonders in den grimmig kalten Nächten, wenn die Hitze in der Hofstraße nachgibt, sehr erquickend war. Bis sie auf einmal, als das Gehölz schon zur Hälfte gelichtet war, mit Entsetzen einsahen, daß ihnen ihr Döck und Unterschlupf über dem Kopf weggenommen wurde.

All die ihnen liebgeordneten Plätze, in denen sie miteinander gepöbeln, gelacht und gekichert hatten, drohten ihnen nun verlorenzugehen. Hier hatten sie sich noch nach dem Wäldchen mit Wärme ausgerichtet, wenn sie zuvor von der Schafgarbe und dem Tausendgüldenkraut und andern bitter schmeckenden Pflanzen draußen genaschert hatten. Hier waren sie im Winter still bescheiden mit jungen Zweigen oder auch mit der Rinde von neuen Bäumen, die von ihnen benagt wurden, oder auch mit den Trieben der Heidebeere oder des Besenrohrs zufrieden gegeben. Und hierher hatten sie sich, wie Dichter oder fromme Leute sich in ein Kloster oder in die Einsamkeit begeben, von der lauten, lärmenden Welt zurückgezogen, um sich der Bescheidenheit und dem Nachsinnen über ihr sonst so gehetztes Leben hinzugeben, das sie als dasjenige Tier, das die meisten Feinde auf der Welt hat, überleben mußten. Dies letzte Stück unbebauten Landes, in dem sie sich als Herren der Schöpfung gefühlt hatten, fiel nun der Erwerbsgier und der Gleichgültigkeit der Menschen zum Opfer.

Es sieht nicht sehr, inwiefern sich die Hafen dieses Bezirks über den Verlust ihres Paradieses klagen können und wie weit sie das Unheil, das ihnen bevorstand, erraten haben. Jedenfalls muß eine Verständigung, wenn nicht gar eine allgemeine Volksversammlung, zwischen ihnen stattfinden haben. Denn es begab sich nun folgendes seltsame Ereignis: Kurz vor Weihnachten wurde, wie gewöhnlich, in der Gegend eine große Treibjagd veranstaltet. Man richtete das übliche Waffenmorden unter der Kreatur an und näherte sich jetzt dem Wäldchen als dem letzten großen Haupt- und Standquartier der Hafen. Es war zwar nur noch ein trauriger Überrest von dem ganzen Gehölz vorhanden. Denn die Holzschläger hatten wegen der starken Nachfrage nach Tannenbäumen vor dem Fest in diesen Tagen mit verdoppelter Macht und Heftigkeit in dem Gehölz gehaut.

Als man nun das ehemalige Lustwäldchen der Hafen umzingelt hatte und mit erhobenen Stimmen darauf zuschreien wollte, da geschah es, daß plötzlich die ganze Hafenstadt, die sich in dem flachen Gehölz dicht zusammengekauert hatte, aus ihrem Versteck hervorbrach. Aber noch nicht einmal mit der bahnbrechenden Angst, die sonst ihresgleichen ansteigend. Sie kamen vielmehr fast langsam angestrichelt und stellten sich lockerer dem sicheren Untergang, der über sie einbrach. Es war, als ob sie allesamt nicht mehr wollten, nachdem ihnen dieser Schlupfwinkel mit all seinen Erinnerungen an frühere und unglückselige Zeiten genommen worden war.

Wie die Befragung einer Festung, die man eingenommen hat, kamen sie herausgehoppelt, hell ergeben in jegliches Geschick, das ihnen bevorstand. Einige von ihnen gingen sogar paarweise, als hätten sie sich verabredet, gemeinsam zu sterben. Andere hockten und lauerten sich mühsamstehend hin wie Schleichhunde, mummelten mit ihren Schnäuzchen und zeigten einem frech ihre Nasegabeln, als hätten sie damit sagen wollen: „Geht doch Feuer! Uns liegt nichts mehr am Leben!“ Und wieder andere gingen angesichts der feindlichen Büscheln wachhaft an zu spielen und mit ihren Pfoten Männchen zu machen, als ob ihrer nichts Schlimmes harrte.

Nur die Ohrmuscheln, die Köpfe, mit denen die Hafen sonst das feinste Geräusch aufnehmen, hatte keiner mehr richtig angepaßt, als ob sie gewußt hätten, daß sie nur noch ihre Todesengel hören würden, und auch gar nicht gewillt gewesen waren, noch etwas anderes mehr zu vernehmen. Wie eine Schaar, die sich selber dem Verderben weicht, nachdem man ihr das Paradies genommen, waren sie anzuschauen. Wir wurde richtig ungemütlich zumute bei ihrem Anblick, erzählte später einer der Jäger, ein dicker Amtsgerichtsrat: „Sie erinnerten mich an ein Bild der Bürger von Calais, das ich einmal gesehen habe, und das darstellt, wie eine Abordnung der Stadt willenslos und geisteslos dem Feinde ausgeliefert. Und wir konnten nicht einmal eine grobmutige Gebärde machen, wie ich das auch schon auf Bildern gesehen oder in Geschichten gelesen habe. Denn die Viecher legten es geradezu darauf an, von uns umgeknallt zu werden. Und schließlich muß man ja auch in die Hafen pfeifen. Sonst würde diese Brut, die sich geradezu unheimlich in jedem Sommer verheerend, uns oder vielmehr unsere Feldfrüchte binnen kurzen Tagelicht gefressen haben.“

Aber es muß eine richtige lustige Jagerei sein, keine Waffenabmürkung, wie wir sie da infolge der Göttergegnenheit des Hafenparadieses anstellen mußten. Wenn es so etwas bei den Tieren gäbe, möchte man geradezu an eine Massenvereinsung glauben, einen allgemeinen Zwang, der das hier hausende Hafenvolk ergreifen und zur Selbstauflösung veranlassen hätte. Wir ist noch nie bei einer Jagd die Lust am fröhlichen Weidwerk so vergangen wie bei dieser, bei der uns die Schießerei nicht die geringste Mühe machte.

Man hätte den Hafen dieses Wäldchens, dies fröhliche Gelände in der Aderwäldchen, auf dem sie Bäume

Zum 300. Jahrestag der Schlacht am Lech



Feldmarschall Graf Tilly, der Führer der kaiserlichen Armeen.



König Gustav Adolf von Schweden, dessen Siegeszug durch die Schlacht am Lech seinen Höhepunkt fand.



Zeitgenössische Darstellung der Schlacht am Lech (5. April 1632), in der der Schwedenkönig Gustav Adolf den

Kaiserlichen unter Tilly eine entscheidende Niederlage beibrachte. Tilly selbst wurde in der Schlacht schwer verwundet und starb auf der Flucht am 30. April 1632.

schlagen und lieben und sich im Ru verabschieden konnten, belassen sollten. Schon zum Besten unserer Jagd. Denn das Jahr darauf, als wir dort wieder auf Halbesand blickten, stellte sich schon bald heraus, daß wir nicht ein Viertel soviel Kreaturen vor die Büscheln bekamen, wie früher.

So schnell rächte es sich, daß man das Wäldchen, ihr Hafenparadies, umgeschlagen und zum Feld gerodet hatte. Man sollte die paar Paradiese, die es noch für das Götter auf Erden gibt, möglichst zu erhalten suchen. Auch das ganze Elend von uns Menschen hat ja überhaupt erst mit der Vertreibung aus dem Paradiese angefangen.

Denken Sie, meine Herren, so falsch der Amtsgerichts-Präsident jedesmal die Adresse, die er der verschundenen Friedensinsel und dem großen freiwilligen Erben der Hafen hielt, und überlegte sich in seiner Jagdleidenschaft, denken Sie nur, meine Herren, wie wären alle noch im Paradies, wie es zu Adams Zeiten gewesen ist, und wie die Hafen in ihrem Zustand waren. Nur mit unsern besten Jagdhunden und mit endlosen dazugehörigen Jagdvorrat ausgestattet. Was das ein Gelasse geben würde! Wenn man sich das nur in seiner Vorstellung ausmalte, meine Herren, da kann ich nichts anderes mehr sagen als: Weidmannsheil!

Luftrüberwindung Asiens und Afrikas

Verkehrsneue über alle Erdteile. — Starke Beteiligung Deutschlands. — Pionierarbeiten mit Schanghai als Ziel. — Der neueste große Südflugschiff eines Schotten.

Von Ludwig Wiegand.

Es sieht ganz so aus, als ob das Jahr 1932 in der Eroberung des Luftraumes über der Erde für den Luftverkehr die Entscheidung bringen sollte. Jedes deutsche Herz schlägt höher angesichts der nunmehr knapp und schließlich gewonnenen Nachrichten über die Verkehrsarbeiten des „Graf Zeppelin“ nach Südamerika. Was vor wenig mehr als Jahresfrist noch als eine Unternehmung von beängstigender Kühnheit zu gelten hatte, sehen wir heute schon als regelmäßige und sichere Selbstverständlichkeit in den Flugplänen aller in Frage kommenden Länder verankert. Erbauer und Führer des ersten Luftverkehrs in der Welt, der Luftschiffbau Zeppelin, der den Flugzeugen der Zukunft die Wege zeigt, obwohl es schon so schien, als würde die Entwicklung von Transocean-Flugzeugen die Zeppeline sehr bald überflüssig machen.

Hätten wir mehr Zeppeline — so müssen wir heute reumütig bekennen — dann würde uns vermutlich auch die Überwindung der längsten Landwege im Flugverkehr die unentbehrliche Pionierarbeit in unendlich verbesserter Form und mit ungleich größerer Sicherheit geleistet werden können, als das heute möglich ist. Gerade für die Erschließung von gewaltigen Landmassen wie Asiens und Afrikas für den Weltluftverkehr sind wir auf den ganz auf sich selbst gestellten Unternehmungsgeist tüchtiger Flieger und ehrgeiziger Flugingenieure angewiesen, die für wagemutige Vorstöße in Neuland auch ebenso kühne Industriebetriebe finden. Alle Qualen der Nachkriegszeit haben nicht verhindert, daß auch Deutschland sich in die Eroberung des Luftraumes nicht nur einschaltete, sondern zu eigenen Pionierarbeiten schritt. Wir folgten natürlich nicht die ganze Welt befliegen. Aber ab-

gesehen von erfolgreichen Versuchen einer Südamerika-Verbindung mit Luftschiffen, Flugzeugen und Zusammenarbeit von Flugzeugen mit Schiffen haben wir im Ostasienflug die Führung an uns gerissen, während die Einbeziehung des schwarzen Erdteils in den Luftverkehr eine englische Domäne geworden ist.

Für den Ostasienflug bleibt immer das jetzt so viel genannte Schanghai das erste Ziel. Unter deutscher Führung wurde es in Zusammenarbeit mit Japan bisher über die Wandschüre erreicht und auch erreicht. Die politische Umlagerung in der Wandschüre ergab die Entdeckung eines völlig neuen Luftweges nach der fernsten Handelsmetropole des östlichen Asiens. Alle politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten haben deutsche Flieger nicht davon abhalten können, schließlich unterirdisch einen neuen Luftweg auszumachen, der mit Geschwindigkeit in diesem Jahre zur Verkehrsstraße werden wird. Mit einem Flugzeug von der Art der „Grafen“ flogen Deutsche von Schanghai nach Peking und folgten dann allen Karawanenstraßen durch die Wüste Gobi und schließlich ihrem durch gute Karten unterstützten Instinkt über turkmenische Wüstengebiete hinweg nach der Stadt Iranshah. Damit war die Hauptphase für die Erfindung des neuen Luftweges aus Europa nach dem fernen Osten unter Bewältigung einer bisher unbeflogenen Strecke von mehr als 3600 Kilometern getan. Von Iranshah nach der Grenze Sibiriens kann der Luftschiff aus das europäische Flugverkehrsnetz leicht erreicht werden über das fliegende schon erschlossene Ost. Die Bodenverhältnisse sind im Ausbau. Der neue Luftweg nach Schanghai mit Zeitgewinnen, die nach Wochen zählen, wird noch in diesem Jahre Wirklichkeit.

Leichter als die deutschen Pioniere hatte es da trotz aller Schwierigkeiten und trotz allen Wagemutes der Engländer Wallison, der in den Osterferien einen Rekordflug nach Kapstadt auf der Westküste Afrikas vollendete und um mehr als fünfzehn Stunden schneller nach dem Kap gelangte als der Flieger Store und die Fliegerin Salaman auf der Ostküste. Der sechsundzwanzigjährige Schotte flog in vier Tagen und sieben Stunden von London nach Kapstadt. Das war ihm nur durch wiederholten Tag- und Nachtflug möglich, der seine Kräfte so völlig verbrauchte, daß er bei der Landung vor Übermüdung sein Flugzeug zu Bruch gehen ließ. Ein Tagischauffeur fand ihn wie tot in den Trümmern. Der junge Flieger erwies sich aber lebhaft als ohnmächtig und konnte sich unter der Freude des Erfolges wieder einigermaßen zusammenreißen.

Schon am ersten Tage glückte ihm der Flug von England in einem Zuge nach Colomb-Belshar an der marokkanisch-algerischen Grenze. Die Sahara überwand er auf vorbereiteten französischen Flugplätzen in zwei Tagen und drang über Duala in Deutsch-Kamerun und Loanda in Angola nach der Walfischbucht in Deutsch-Südwestafrika vor. Überall konnte er sich auf sachmännliche Hilfe stützen. Sein Flug bleibt aber dennoch eine gewaltige Leistung, schon weil er ebenso wie die Deutschen in Asien eine Verkehrsstraße der üblichen Art demutete. Es spricht sehr viel dafür, daß auch dieser Luftweg durch Afrika zu einem regelmäßigen Verkehrs- und Luftweg wird.

Das japanische Teehaus

Von Professor D. Jmaota.

In Japan hat wohl jeder Europäer ein Teehaus besucht, dem Tanz und dem Gesang der Geisha beigemengt und auf diese Weise einige bunte Stunden verbracht. Aber nur wenige sind in die Lage gekommen, das private Teehaus einer gebildeten Familie kennen zu lernen, denn trotz aller Gastfreundschaft halten sich die Japaner bei Ausländern ihrer ethisch-religiösen Gewohnheiten fremden, kritischen Blicken fern. Das Tee trinken ist in Japan keine oberflächlich-geheime Zusammenkunft, sie bedeutet eine Ehrung der Gäste, deren äußere Formen die Grenzen der religiösen Bräute berühren. Zur Abhaltung dieser Feiertage besitzen reiche Leute eine besondere kleine Villa, die inmitten eines Gartens, am Ufer eines kleinen Teiches, hinter einem kleinen Dägel auf-

gebaut ist. Die Mittelständsfamilien haben zu diesem Zweck ein abgegrenztes Zimmer, das Isha-Shitsu heißt. Das Teehaus heißt Isha, die Teezeremonie Isha-no-ji oder Isha-no-Misshi. Das Isha, dessen Ausbildung ein Maßstab des Wohlstandes der Familie ist, besteht aus drei Räumen. Aus dem Empfangszimmer Matsubai, dem Vorzimmer, das zur Reinigung des Teefasses dient, und dem Isha-Shitsu, d. h. der Teestube, wo der Tee zeremoniell genossen wird.

Den Regeln gemäß muß das Zimmer neun Quadratfuß groß sein, was der Ausbreitung von dreieinhalb japanischen Matten entspricht. Die Zahl der Gäste darf fünf nicht überschreiten.

Die Geladenen müssen im Vorraum so lange warten, bis die Hausfrau zu ihrem Empfangsbereit ist. Sobald sie erscheint, erfolgt beiderseits die ehrfurchtsvolle und graziöse Begrüßung. Bevor die Gäste den Raum betreten, müssen sie sich auf ein gegebenes Zeichen in den kleinen Vorgarten begeben, wo sie sich mit Hilfe einer kleinen Bambusgabel mit dem Wasser des kleinen Teiches Hände und Mund bereinigen. So gelangen sie zu dem kleinen Isha, der die erste Stufe der Feier bedeutet. Vor dem Eingang legen die Gäste die Geta genannten Holzschuhe ab und betreten in weißen Strümpfen die Teestube, wo sie nach tiefer Verbeugung in der bekannten Buddhahaltung niederfallen.

Der Ehrenplatz des Raumes ist das Tokonoma, eine abgegrenzte Nische, die durch besondere Bilder, Kakekoma genannt, und kunstfertig geordnete Blumen geschmückt ist und wo sich das Räuchergeschloß „Koro“ befindet. Die Gäste sitzen mit dem Gesicht dem Tokonoma zugewandt, um die zur Schau gestellten Bilder entsprechend bewundern zu können.

Langsam, feierlich schreitend, erscheint die Hausfrau mit dem Teegeschloß, stellt es vorchriftsmäßig niederknien auf die Matte. Bei dieser feierlichen Gelegenheit verleiht sie persönlich jede Arbeit, womit sie ihre Gäste ehrt. Zunächst entzündet sie Holzstöße im Glutbecken. Solange das Feuer brennt, bietet sie Süßigkeiten an, von denen jeder Gast nur ein Stückchen nehmen darf. Es wird entworfen gebrochen, die eine Hälfte vor, die andere nach dem Genuße des Tees verzehrt.

Die Bereitung des bei diesen Gelegenheiten verwendeten Pulvertes nach der vorgeschriebenen Weise erfordert großes Verständnis und Geschicklichkeit. Jede Bewegung hat ihre Bedeutung, ein Nichtverhalten würde als großes Vergehen betrachtet. Die Gäste verfolgen die Gebärden der Hausfrau mit stummer Aufmerksamkeit.

Für jeden Anwesenden wird der Tee einzeln zubereitet. Die Dame des Hauses rührt den Pulvertee mit einem Bambusstäbchen auf und hebt die Schale empor, sobald sie gefüllt ist, um sie dann am Boden vor dem Empfänger zu schieben. Auch die Gäste erfüllen die vorgeschriebenen Handhabungen.

Die Teestube soll auf dreieinhalb Schuh geleert werden, in voller Ruhe, ohne Hast. Die zur Zeremonie gehörenden verschiedenen Gegenstände, die Kanne, Tasse, Schalen, der Teefäßhalter, der Bambuslöffel, die Kakekoma, alle Requisite der Familie gehen von Hand zu Hand, werden bewundert und geschätzt.

Das Hauptergebnis dieser Exerzitien sind überaus verfeinerte Empfangsgabe und stark entwickelte Sinnesorgane. Vor allem auf die Erlebung des Gehörs legen die Teisten großes Gewicht, denn laut den Lehren des Teismus gelangt die Seele am ehesten durch das Gehör in die überfinstliche Welt. Es gibt daher auch ganz besondere, zur Teezeremonie gehörende Geräusche. Alles ist von Bedeutung bei der Ankunft der Gäste, das Klappen auf eine Matte, am Eingang des Teehauses angebrachte Tasse, das eintönige Klappen der „Geta“, das Bändelknallen im Vorgarten, schließlich das leise Geräusch der Füße, wenn sie nach dem legen der Holzschuhe das Zimmer betreten. Jeder Laut hat seine Bezeichnung: so heißt das Bröckeln des lodenden Teewassers Shoji, das zwischen Tassen fäuselnde Lufthaken, das Umkreisen des Wassers bezeichnet man als „reisendes Wäldchen“.

Nachdem der Tee getrunken ist, werden Gespräche über Kunst, Literatur, Blumenpflege geführt. Sehr häufig sind auch tiefgreifende soziale Umwälzungen bei solchen Zusammenkünften eingeleitet worden.

Hernach ergehen sich die Gäste unter Führung der Hausfrau kurze Zeit im Garten, betreten dann das Speisezimmer, wo während der Mahlzeit wieder andere Vorschriften gelten. Zum Schluß geleitet die Hausfrau ihre Gäste bis zum Tor, wo sie sich mit tiefen Verbeugungen voneinander verabschieden.

So endet die Teezeremonie, die also das Teetrinken symbolisch als das Zuhilfenahme in geistliche und geistige Probleme aufstellt. Und das Teehaus, jenes Teehaus, das dem Fremden verschlossen bleibt, ist das Heiligtum des japanischen Heimes, in dem der Ueberlieferung, der altüberlieferten Höflichkeit, der stoischen Lebensauffassung und der Reinheit der Seele gedenkt wird.



Napoleon als Gasts.

Der Napoleon von Cospeda kontrolliert das Abladen von Bierfässern vor seiner Wirtschaft. In dem kleinen Dorfwirtschaftshaus „Im grünen Baum zur Nachtigall“ in Cospeda, einer alten historischen Gaststätte, die schon zur Zeit der Schlacht von Jena und Auerstedt existierte, ist der Gastwirt Walter Lange anwesend, dessen Ähnlichkeit mit Napoleon selbst dem unbefangenen Besucher auffällt. Der „Napoleon von Cospeda“, wie er genannt wird, kleidet sich genau wie sein großes Vorbild und zeigt den Fremden ein kleines Museum mit vielen Andenken an seinen großen Namensvetter. Unter dem Namen Napoleon ist Walter Lange sogar berechtigt, Geld und Wertgegenstände anzunehmen, voll Stolz zeigt er eine Urkunde, auf der er sich dies beglaubigen ließ.

Die älteste Landkarte der Welt

Ein interessantes Ergebnis jünger Ausgrabungen.
Von Eberhard Götzen.

Ein unbeschriebenes Tontafelchen, nicht größer als ein Zentimeter, und doch eine für den Wissenschaftler unschätzbare Funde aus frühesten Zeiten: das ist die älteste Landkarte der Welt, die kürzlich bei Ausgrabungen im Irak an der Stelle des alten Bagdad, 300 Kilometer nördlich von Bagdad, aus mehr als sieben Meter Tiefe ans Tageslicht gefördert wurde. Zwar kennen wir bereits andere Landkarten aus dem Altertum; keine von ihnen datiert indessen aus einer so entlegenen Zeit wie die jüngst gefundene. Sprechen die Archäologen an ihr doch ein Alter von rund vierhundert Jahren aus.

Es kann nur als ein reiner Zufall bezeichnet werden, daß man das mit einer dicken Lehm- und Schmutzkruste bedeckte Tafelchen tief in der Erde überhaupt in seiner Bedeutung erkannte. Mehr als fünf Wochen mühevoller Arbeit erforderte es, bis diese anhaftende Kruste entfernt war und die eigentliche Zeichnung sichtbar wurde. Diese stellt eine Art Lageplan der Gegend eines ansehnlichen sehr begüterten Mannes namens Asala oder Schat-Asala dar. An den Seiten sind drei der vier Himmelsrichtungen in den Sinnbildern des alten Volkes, das einst an dieser Stelle hauste, angegeben.

Die Karte enthält verschiedene Ortsnamen, ein Fluß läuft deutlich erkennbar von Norden nach Süden und teilt sich an unteren Rande der Tafel in drei Teile. An beiden Seiten des Flusses sind Bergketten eingezeichnet in roter, aber doch durchaus verständlicher Weise, die offenbar den alten Babylonern noch Jahrhunderte nachher als Vorbild für ähnliche Darstellungen gedient hat.

Zu den mehr als vier Jahrhunderten, die seit Aufzeichnung des Plans vergangen sind, hat die Gegend ihr Aussehen zu stark verändert, als daß sich die genaue Lage von Asalas Besitztum heute noch an der Topographie des Landes erkennen ließe. Von den eingezeichneten Ortsbezeichnungen ist auch nur eine, die als „die Feste Is-la“ gedeutet wird, zu lesen. Die Fundstelle bildet einen der in Mesopotamien häufigen Tellen oder Schutthügel, die, da sie die Reste mehrerer alter Kulturstätten über einander enthalten, als die ergiebigste Fundgrube für die Archäologen gelten. Die Harvard-Expedition, welcher der hier erwähnte Fund gelang, arbeitet schon seit vier Jahren an dem Hügel, der in einer mehrere Meter tiefen Schicht die Reste des alten Asala birgt. Aus dieser Schicht wurde dann eine Art Schachtel weiter nach unten gegraben, bis man auf die Reste des weit älteren Bagdad stieß und dabei rund 200 beschriebene Tontafelchen, meist in sumerischer, teilweise auch in akkadischer Sprache, fand. Unter ihnen auch die Karte von den Besitzungen Asalas. Ganz in der Nähe liegen übrigens die „Ewiges Flammen“, eine ständig brennende Erdgasquelle, in der die Eingeborenen den „Feurigen Fien“ Davids sehen.

Al Brentons Freund, der Bär

Der Wirklichkeit nachgeahmt von Harris Bradett.

Was, ich soll auf die Bärenjagd gehen? Nein, mein Lieber, ich schreie keinen Bären mehr. Sie wollen wissen, warum nicht? Sehr einfach. Die Geschichte ist bald erzählt. Also. Wir hatten hier oben in nördlichen Britisch-Kolumbien ein paar schöne Vorfrühlingsstage gehabt, und die Bären liefen schon hier und da ihre Nase aus dem Winterlager. „Al Brenton“, sagte ich mir deshalb eines schönen sonnigen Tages, „ich will es jetzt, daß Du nach Deinet Gassen siehst, sonst holen die Bären die Tiere aus den Ecken.“

Wirklich hatte ein Bär schon Schaden angerichtet. Einen Eiberschuch, der an die zwanzig Dollar eingebracht hätte, mußte ich fortwerfen. Darüber ärgerte ich mich, und das war ein Fehler. Denn wenn man wütend ist, denkt man nicht mehr an alles, und ich ließ meine Bißzähne an einem Baum stehen. Das merkte ich leider erst, als es zu spät war. Ich war noch anderthalb Stunden von meinem Wohnhaus fort, da hörte ich rechts von mir aus dem Wald heraus dieses verdammte heisere Klaffen, über das sich jeder Trapper ärgert. Wölfe.

Ja, Wölfe, und ich hatte nur ein Messer im Gürtel. Eine verflucht peinliche Lage, kann ich Ihnen sagen! Auch wenn man eine gute Bißzähne in der Hand hält, hat man doch nicht gern mit einem Dutzend von diesen grauen klaffenden Viechern zu tun. Aber jetzt war es geradezu, um auf die Bäume zu klettern. Blicke nach gar nichts anderes übrig, denn drüben an der Lichtung tauchte schon das Rudel auf, ließ die Zunge aus dem Munde hängen und lief auf mich zu.

Der erste beste Baum war eine abgebrochene Pflanze. In so einem Augenblick hat man leider nicht lange Zeit, um sich seinen Fingern auszuwaschen. Ich war auf jeden Fall froh, daß ich gerade oben saß, als der erste Wolf am Stamm hochsprang, als dachte er, er könnte noch nach meinen Beinen schnappen. Vorläufig war ich also in Sicherheit.

Schon sah ich hier oben auf dem Baumstumpf freilich nicht aus. Denn da war wenig Platz zum Sitzen vorhanden, weil es sich die Natur in den Kopf gesetzt hatte, gerade diesen Stamm auszuwählen, wie einen faulen Zahn, von dem gerade nur ein paar Kanker stehen geblieben sind. So sah es sich doch oben alles anders als bequem. Ich hatte dort wie ein Seiltänzer, und unten liefen die Wölfe um den Stamm herum, als hätten sie den Drehstuhl. Mit der Zeit ging mir die Geduld auf die Nerven. Unangenehmes Gefühl, so zu denken: In einer Viertelstunde werden vielleicht zwölf Wolfsmägen anfangen, dich zu verdauen.

Schließlich machte ich die Augen zu. Ich konnte das Viehzeug dort unten nicht mehr sehen. Das war natürlich eine grenzenlose Dummheit. Denn wer, wie ich, zwölf Stunden Marisch hinter sich hat und schon ebenso lange auf einem Baumstumpf hockt, der schläft natürlich sofort ein, wenn er erst einmal die Augen zumacht.

Der Hund mag wissen, wie lange ich geschlafen habe. Vielleicht waren es nur ein paar Minuten, vielleicht aber auch Stunden. Keine Ahnung. Ich weiß nur, daß ich plötzlich aufwachte und um Hilfe schrie, weil ich geträumt hatte, jemand wollte aus mir ein Bündel machen und mich den Wölfen vorwerfen.

Nachher freilich sah ich, daß die Sache nicht ganz so war, aber auch alles andere als angenehm: Ich war in den Baum hineingefallen, glücklicherweise mit den Füßen zuerst, und sah nun fünf oder sechs Meter tief im Loch.

Es war kalt in der Nacht. Aber ich kann Ihnen sagen, ich habe noch nie in meinem Leben so geschwitzt, wie dort im hohlen Baum. Ich strampelte frampfhaft mit den Füßen und dachte, ich könnte mich hochziehen. Kein Gedanke! Das einzige, was ich fertig brachte, war, daß ich meine rechte Hand an den Gürtel bekommen, das Messer fassen und schließlich den Arm freimachen konnte. Der linke sah noch hilflos gefangen. Ich dachte, ich konnte nun das Messer in den Stamm hauen und mich hochziehen. Ganz falsch. Ich sah so fest wie vorher.

Dann konnte ich mir ausrechnen, in welcher Zeit ich verhungerte, wenn ich nicht vorher erstarb. Denn daran war es gar nicht zu denken, daß irgend jemand hierher kam und mich befreite. So hörte ich auch bald mit dem Brüllen auf.

Doch dann kam plötzlich etwas ganz Unerwartetes. Draußen am Baumstamm fragte etwas, kletterte hoch. Es war dem stürzenden Himmel nach zu schließen gerade Abend, und nun wurde es plötzlich Nacht. Dann irgend etwas verflüchtigte das Loch über mir, kam zu mir herunter geruschelt.

Vorher dieses etwas auf meinem Kopf sah, wußte ich, was es war. Ein Bär!

Ich habe keine Ahnung, was er in meinem hohlen Baum wollte. Vielleicht wußte er es selbst nicht. Ich meine aber, nicht nur die Kinder haben ihren Schutzhelm, sondern auch wir Großen, und meiner muß dem Bären einen Floß ins Ohr gesetzt haben, daß er in dem Baum übernachten wollte.

In solchen Augenblicken hat der Mensch keine klare Ueberlegung und tut doch das Richtige. Ich auch. Denn ich rannte dem Bären mein Messer ins Bein, ließ es gleich fallen und packte mit der Hand ins Loch.

Erstes Originalbild von der furchtbaren Tornado-Verheerung in Tennessee (USA.)



Ein Ehepaar, dessen drei Kinder ums Leben kamen, auf den Trümmern seines zerstörten Hauses.
Mehrere Staaten der südwestlichen USA.

Haben Sie schon einmal einen Bären vor Schreck und Ueberforderung quaken hören? Meiner tat's. Und dann kletterte er wie ein Verrückter im Stamm hoch, und mich riß er mit. Nur ein paar Hautstücke blieben von mir im Baum hängen. Oben an der Deckung trennten wir uns. Der Bär nahm sich gar nicht die Zeit, erst hinunter zu klettern. Er fiel in den Schnee und war nach ein paar Sekunden verschwunden. Was ich machte? Ich sah noch ein paar Sekunden dort oben auf dem Baum, schnappte nach frischer Luft, sah, daß die Wölfe aus Angst vor dem Bären oder aus Langeweile verschwunden waren, und lag eine Stunde später daheim im Blockhaus im Bett, fertig für zwei Tage und Nächte.

Bearbeiten Sie nun, daß alle Bären meine Freunde sind?

Afrika — nackt und angezogen

Von Kasimir Göttsch.

Ueber viele Dinge in der Welt hat der Europäer unersättlich falsche Vorstellungen. Um meinen über Australien und Afrika. Es gibt eine nette Anekdote von einem Mann, der in Kapstadt ankam und im Anblick wunderbarer moderner Kühlhäuser, Hochhäuser und Frischspeicher, glänzender Boulevards und Parks, verzweifelt „Neger!“ rief.

Die Negers sind nun in Afrika allerdings nicht ausgestorben. Es gibt etwa 120 Millionen Negers auf etwa drei Millionen Weiße. Aber die Negers sind in einem merkwürdigen Zustand des Uebergangs. Die Kriege mit den Eingeborenen sind längst erledigt. Der schwarze Mann hat auch in den finsternen Wäldern ungefähr die Macht des weißen Mannes erkannt. Man kann mit ganz kleinen Polizeitruppen enorme Gebiete kontrollieren. Es gibt Staaten, wie Rhodesien (nördlich von Transvaal in Südafrika), wo vierundvierzigtausend Weiße ein Gebiet von doppelt Deutschlands Größe beherrschen.

Dabei ist Rhodesien ein großes Industriegebiet. An der Küste liegt das Zehnfache des Reiches. Da kommen in Uganda zum Beispiel auf drei Millionen Schwarze nur siebenhundert Weiße. Aber wie gesagt, trotz der bühnen Schicht weißer Männer in Afrika ist die Sicherheitsfrage ziemlich gelöst. Es denkt niemand an Ueberfälle. In den meisten Kolonien und Staaten dürfen die Eingeborenen weder Alkohol noch Waffen haben. Mit ein paar Flugzeugen und einigen Maschinenengewehren ist Afrika leicht zu beherrschen — solange die Negers weder Stimmrecht noch Gleichberechtigung haben. Kurz gesagt, der Kampf zwischen Weißen und Schwarzen ist auf der friedlichen Ebene des sozialen Kampfes gelangt.

Selbst das finstere Afrika ist heute durchorganisiert. Der Kongo hat seine Bahnen, seine Dampfer, seine großen Flugzeugtruppen. Man fährt von der Westküste bis zur Ostküste. Von Kairo aus kann man mit Bahn und Schiff so weit nach Süden kommen, daß man (mit einer kleinen Zwischenstopp, wo getragen wird) wieder die Bahnen in Ostafrika erreichen kann, um mit ihnen über Belgisch-Kongo bis nach Kapstadt hinunterzukommen. Derselbe Strecken kann man fliegen. Und man kann enorme Strecken mit dem Auto fahren... aber...

Aber — und nun haben diejenigen recht, die Afrika sich als wüsten Erdteil vorstellen —: aber fünf Meter neben den Bahnhöfen, die den Urwald zerlegen, liegen die Wälder, stehen die Straffenherden noch. In der Nähe von Riesenstädten wie Johannesburg stehen noch die Riesenantilopen, und bei Kimberley stehen Zebraherden. Es gibt eine Bahn, die durch ein Wildreservat führt, den Krügerpark, zwischen Transvaal und Portugiesisch-Ostafrika, wo tagelang so viel Wild steht, daß der Zugführer bei großen Herden Signale gibt: Einmal tuen — links schauen. Zweimal tuen — rechts schauen!

Das Leben der Negers ist äußerst interessant. Hier zeigt sich am meisten die Uebergangsepoche. Das äußerste sieht etwa so. Eines Tages schließen die Hauptlinge im Damboland an Angola (Portugiesisch-Ostafrika) einen Vertrag mit den Minen in Südafrika ab, laut dem ein paar tausend Dambos dort arbeiten sollen. Das Geld giebt die Hauptlinge ein; die Kaffern wandern nach Süden, verbringen ein paar Monate

in Paraden, genau wie Industriearbeiter, ziehen dann ihre Dosen wieder aus, gehen in die Kasse zurück und kaufen sich von dem, was der Hauptling ihnen übrig läßt, eine Frau oder eine zweite oder dritte Frau, die für sie arbeitet. Die Negers führen also ein merkwürdig zwiespältiges Leben. Teils arbeiten sie unter europäischen Umständen, schlafen in Betten und sehen Kinos an und dufchen sich — teils leben sie wie die Affen in ihren Hütten.

Des Königs Befehl

Historische Skizze von Kurt A. St. Jentkewicz.

Verloren war die Bataille. Ein müder König sah unter den verärgerten Dedeballen des kleinen schlesischen Bauernhauses. Was half's? Preußens Gardes waren vor der österreichischen Uebermacht gewichen. Theresia in Wien durfte sich freuen: die Potsdamer Wachparade hatte das Feld geräumt. Diabell! — und alles wäre anders gewesen, wenn nicht...

Wie die Mauer hatten die Infanterieregimenter gestanden. Brillend war der Kartätschregen auf sie niedergeprallt. Sie hatten gestanden — getreu ihres Königs Befehl. Aber die Uebermacht war zu groß. Und wie die Reiter der Apokalypse war die habsburgische Kavallerie dahergebraust gekommen. Preußens Gardes waren abgemäht.

„Seydlich!“ — „Euer Majestät!“ — Die Kurassiere nach vorn!“ hatte der König gerufen. Die Ordonnen waren davon gepreßt, und der Boden des Schlachtfelds zitterte, als die Regimenter zum Attake galoppierten. Abgemäht waren der Infanterie. Schon aber trübten die österreichischen Reiter an. „Die Dragoner!“ befahl der König. „Von der Flanke links sollen sie anreiten. Infanterie unterstützen die schwere Kavallerie.“ Gänze fuhren an Tschalos und Güte, Sporen klirrten...

Und weiter tobte die Schlacht. Die Regimenter bissen sich ineinander. Lange und Ballast hatten jetzt das Wort. Die Infanterie stand. Friedrich hatte es befohlen. Ein müder König sah im schlesischen Bauernhaus und sann: Sie waren geritten wie die Teufel. Er hatte es vom Mühlentempel sehen können. Seydlich! Kurassiere, Reiterinfanterie und die Braven von Ansbach-Bayreuth. Die Oesterreicher hätten die Rücken zeigen müssen, wenn nicht...

„Diabell!“ schrie der König. Ja, wenn die Flanke nicht zu schwach gewesen wäre. Hätten die Dragoner besser attackiert — weiß der Himmel —, tausend brave Preußen wären am Leben und der Sieg wüßte aus Friedrichs Fahnen. So aber... „Er ist dekadent, dieser Obrist von Beerenprung!“ Seinen Säbel, den Hut — ich befehle es. Schreiben Sie die Order aus, Winterstein.

„Er bringt?“ — „Säbel und Hut des Obristen von Beerenprung, Euer Majestät.“ — „Des gewesenen, Winterstein, des gewesenen! Leg' Er das Zeug da auf den Tisch. Hier...“ der König bat dem General die Tabatschke. „Er sagte...?“ — „Zu Befehl!“ sagte der Obrist.

Unruhig wurde der Krüdfuß gegen die Reithiesel geschlagen. Es war still im Raum. Still auf der Straße. Und dunkel. Aus der Ferne klang von den Wäldern herüber der Japsenkreisch. „Er fluchte nicht, der Beerenprung?“ — „Er...“ der General Winterstein räusperte sich, „er...“

„Wie ein Weib!“ — „Nein, wie ein Mann, Euer Majestät.“ — Die Augen des Königs bohrten sich in Wintersteins Gesicht. „Sag Er ihn kommen, diesen gewesenen Obristen!“ — Es war Nacht. Trüb schimmerten die Kerzen, in deren Schein der König schrieb. Sein Gesicht war eingefallen. Trübe die großen, durchdringenden Augen. Die Hand, in der die Feder lag, zitterte.

Friedrichs meldete dem Herrn von Beerenprung. Der König schrieb weiter. Er sah nicht auf, als der Obrist eintrat.

Die Briefe gehen sofort an den Herrn Hausminister nach Berlin, Friedrichsdorf.

Friedrich stand auf, verschränkte die Hände auf dem Rücken und ging im Zimmer auf und nieder. Der Obrist stand noch immer da mit gespreizten Beinen und seitlich fortgestrecktem Gut. Sein bärziges Gesicht war bleich, und die Augen blickten starr.

„Er ist von mir dekadent worden. Geschieh es zu recht?“ — „Nein, Euer Majestät!“ — Der König war vor dem Obristen stehen geblieben. Klein, fast zart stand er vor der breiten Uebergröße des Uebermachers. „Will Er sich etwa entschuldigen?“

„Nein, Euer Majestät.“ — „Was denn?“ — „Euer Majestät die Wahrheit sagen!“ —

Das Schweigen stand zwischen den beiden Männern. Der eine war ein König, der andere ein degradierter Soldat. Nervös nahm Friedrich eine Zigarre. „Sprecht Er! Erzählt Er, was Er die Wahrheit nennt.“

„Vier Wochen war das Regiment auf dem Marsch. Die Pferde sind herunter, Majestät; sie wissen kaum mehr, wie Hafer aussieht, geschweige — wie er schmeckt. Die Dorfer in Schlesien sind niedergebrannt, die Vorräte vernichtet oder aufgezehrt von denen, die vor uns da waren. Wir haben attackiert, aber die Gänze sind uns unter den Schenkeln zusammengebrochen. Was weiter galoppierte, war leicht zu überrennen von den Horden.“

„Nah — kann jeder sagen!“ — „Ich spreche die Wahrheit, Euer Majestät.“ Stahl klang in der Stimme des Obristen.

„Sagt die Gänze aufhoben geritten, weiter nichts. Entschuldigungen sind das, Herr von Beerenprung.“ Der König war erregt.

Blau schwoollen die Stirnadern des Obristen. Noch immer stand er in Paradehaltung. „Das Regiment tat, was es konnte, Euer Majestät!“

„Und Er?“ — „Meine Pflicht.“

„Was ist mit Ihrem linken Arm?“ Der König sah, daß der Arm schlaff in der schwarzen Binde hing, die flebrig war von geronnenem Blut. „Bleibt?“

„Ich ließ abhaken, als die Pferde nicht weiter konnten. Das Regiment hat dann zu Fuß gekämpft.“

Friedrich fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Er bleibt degradierter, Obrist. Tritt als Wachmeister ein in ein altes Regiment. Verstanden?“

„Zu Befehl!“ Der Obrist wankte. Sein Gesicht war weiß wie ein Leinentuch. Wortlos sank er in sich zusammen. —

„Friedrichsdorf!“ — Der Kammerdiener erschien.

„Wein und Wasser und einen Feldscher!“ — Der König beugte sich über den Herrn von Beerenprung, rief ihm den Kopf auf, schloß ihm Wasser ein.

Der Arzt kam. „Wundfieber, Euer Majestät“, stellte es fest, als er den geschwemmten Arm des Obristen untersucht hatte.

„Legt ihn auf mein Bett.“ —

Als der Herr von Beerenprung die Augen aufschlug, stand der König neben seinem Lager. Trübe brannten die Kerzen. Es war schweiß und dumpf in der engen Bauernstube. Von draußen herein scholl der Marschschritt ausdauernder Infanterie.

„Er war schwer bleibend und — kam trotzdem?“ — „Euer Majestät befehlen.“ Der Kranke wollte sich aufrichten. Sacht drückte ihn der König in die Kissen.

„Und wenn Er darum sterben möchte?“

„Würde ich hier sein in der Schlacht für den König und für Preußen sterben.“ —

Die Bataille war verloren. Ein müder König sah unter den verärgerten Dedeballen des kleinen schlesischen Bauernhauses.

Draußen war es Tag. Draußen marschierte die Potsdamer Garde.

Für Preußen.

Der König sah durchs Fenster. Blau leuchteten die Monturen in der strahlend jungen Sonne. Da hinkte ein Grenadier, dort trug einer den Verband um den Kopf.

Und hinter ihm atmete tief und schwer der bleibende Obrist von Beerenprung. Langsam erhob sich Friedrich, ergreif den Säbel und den Hut und legte sie auf das Bett des Kranken.

Beerenprung schlug die Augen auf.

„Da — trag Er weiter den Säbel. Den Hut mag Er zum Andenken behalten. Er wird einen anderen tragen müssen als — General.“

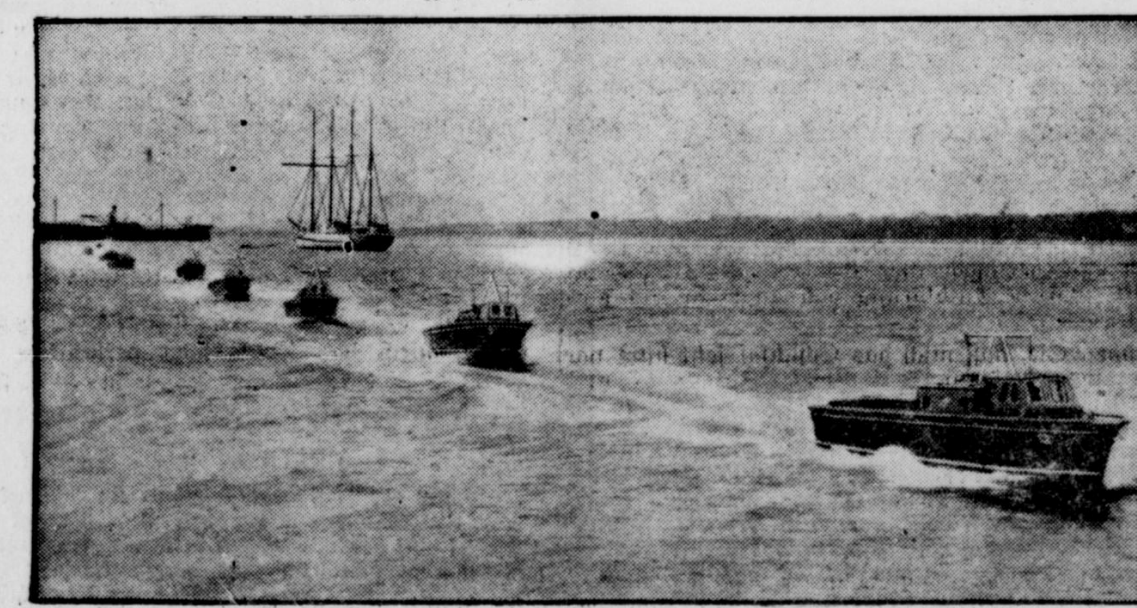
Die Augen des Kranken schimmerten feucht. Fiebernde Lippen kicherten Dank. Der König wandte sich ab, stülpte den Dreispitz auf, ergreif den Degen, stand an der Tür.

„Kämpfen wir weiter, Beerenprung. Für Preußen. Der König befehlt!“

Eine neue Karte von Jherlohn. Altena. SOB. Ehrenmal. Sönnental.

trifft gerade rechtzeitig für den Beginn der schönen Wanderzeit auf dem Büchermarkt ein. Der Sauerland-Verlag zu Jherlohn hat nämlich V. a. t. 2 J. 1. 0. n. n. seiner Sauerlandkarte 1:50 000 in 2. Auflage herausgebracht. Diese einzige antike Karte des Sauerländischen Gebirgs-Bereichs wurde durch Anlegung des Waldes in grün und die 6. Farbe vermehrt, um eine noch plastischere Darstellung zu erzielen. So kann selbst der Laie sich schnell im Gelände zurechtfinden und sehen, wie nach Süden und Südosten zu das sauerländische Bergland von der Schwerter Gegend aus mehr und mehr ansteigt. Das schöne Blatt wurde im Norden um das Ruhrgebiet bei Witten erweitert, außerdem wurden alle Ortsnamen außer dem Hauptort Altena des SOB. nach dem heutigen Stande aufgenommen, darunter auch zahlreiche neue Rundwege z. B. im Jherlohn-Adelholz und die neuen Wege rund ums SOB. Ehrenmal. Am rechten Rande erscheint schon die blau angelegte neue Sorpetalperre, obgleich sie erst nächstes Jahr fertig wird, natürlich auch mit den neuen Wandwegen. Alle nur denkbaren und möglichen Verbesserungen wurden ausgenutzt, um das gut durchgezeichnete Blatt mehrschichtiger herauszubringen. Im Norden reicht Blatt Jherlohn bis Sönnental, im Süden bis kurz vor Witten und bis zur Sorpetalperre, im Westen bis Sönnental-Witten, im Osten bis Sönnental-Witten. Das ganze Sönnental, Altena, Witten und im Mittelpunkt Jherlohn, Hemmer und Reimath-Dechenhöhle, alles verlockende Ausflugsziele finden wir auf diesem Blatt mit allen Einzelheiten genau verzeichnet, so daß Wanderer und Sommerfräule sich die besten Ueberblicke von Sauerland und Umgebung verschaffen können. Bekanntlich ist die mit goldgelbem Schlag verlebene Karte vom Sauerland des Sauerland-Verlages das einzige vollständige und zugleich die billigste Werk in Maßstab 1:50.000 von diesem Gebiete. Nach der Preissteigerung der 4. Notverordnung ist der Preis weit unter Friedenspreis gesunken, so daß diese billige Sauerlandkarte auch obenreim noch die billigste ihrer Art ist. Jedes Blatt kostet nur nur 1,35 RM., ist aufgezogen und in Schutzhülle 3,30 RM. So stellt schließlich auch dieses Kartenblatt ein wirkungsvolles Werbemittel für einen gernbesuchten Teil des waldreichen Sauerlandes dar; für die in diesem Gebiet Wohnenden kann es jedoch ein wesentliches Hilfsmittel für die Heimatkunde und den Heimatunterricht darstellen.

Zenderboote anstatt Flugzeug-Mutterschiffe für Luftgeschwader



Die neuen englischen Flugzeug-Begleitboote im Hafen von Southampton.
Die britische Luftflotte hat jetzt neuartige Zenderboote als Seim- und Begleitboote für die Befahrung von Wasserflugzeugen in Dienst gestellt. Diese Boote, die eine außerordentliche Geschwindigkeit entwickeln, folgen den Wasserflugzeugmaschinen auf Fernflügen, führen Betriebs- und Reparatur-Material mit sich und dienen der Befahrung als Bohnstätze, da die Wasserflugzeuge, die ja kein Rüdergestell besitzen, nicht auf Flugzeug-Mutterschiffen starten und landen oder dort untergebracht werden können.